
„Unterscheidbarkeit ist das beste Argument für den Fortbestand der Bibliotheken!“¹

Impressionen von einer Veranstaltung des 100. Bibliothekartages in Berlin

Unter der Überschrift „111 Jahre nach Marburg – eine Bilanz der deutschen Bibliothekartage“ lud eine Session mit sechs Vorträgen ein, gemeinsam über Vergangenheit und Zukunft unserer Zunft nachzudenken. „Anstifter“ dieser Veranstaltung waren Jürgen Babendreier, ehemals Universitätsbibliothek Bremen, Sven Kuttner, Universitätsbibliothek München, und der Wolfenbütteler Arbeitskreis für Bibliotheks-, Buch- und Medien-geschichte.² Vielleicht kann man sagen: In dieser Session versammelten sich die Fossilien der deutschen Bibliothekslandschaft, diejenigen, die nicht jeden Tag mit einem Kotau vor ihrem PC beginnen, sondern sich Gedanken machen über Inhalte, die dann von Maschinen unterstützt werden können?

Die historische Entwicklung des Bibliothekartages

Moderiert von *Wolfgang Schmitz* von der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln zog zuerst *Sven Kuttner* eine Bilanz in Zahlen über die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts – vom ersten als solchem registrierten Treffen der Bibliothekare zu Pfingsten 1900 bis zum 40. Bibliothekartag 1950. Beides fand in Marburg statt. In rascher Folge referierte er Besucherzahlen, Tagungsorte, die Tatsache, dass während des NS-Regimes gemeinsame Veranstaltungen mit dem Verband Deutscher Volksbibliothekare stattfanden, er berichtete über die Themen der zunächst in überschaubaren Rahmen und nicht in Parallelveranstaltungen dargebotenen Vorträge (von 490 wurden ganze drei von Frauen gehalten!), oft flankiert, wie heute wohl auch, von Politikerreden. Eine Ausnahme bildete der 34. Bibliothekartag in Hamburg: 1946 kamen leider nur die Kollegen und Kolleginnen aus der britisch besetzten Zone Deutschlands zusammen, aber das Diskussionsbedürfnis war so groß, dass erstmalig auch mehrere Veranstaltungen gleichzeitig angeboten wurden. 1950 in Marburg bildete das Treffen insoweit eine Zäsur, als dass dort die Kritik an „Monsterveranstaltungen“ aufkam. Wo zu Beginn eher ein jährliches familiäres „Direktorentreffen“ die Berufskollegen zusammenkommen ließ (s. das begleitende „Damenprogramm“ bis 1939!), wurden die Fachtagungen in der Folge – entsprechend der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung – zu Groß-Events.

„Opas Bibliothekartag ist tot!“, stellte S. Kuttner fest (analog dem 1962 in Oberhausen postulierten „Opas Kino ist tot“). – Und, wenn ich bemerken darf: Der Bibliothekartag in Berlin 2011 hat das nachdrücklich bewiesen. Die Fülle an Angeboten, die harte Entscheidungen für diese und gegen eine andere, ebenso attraktive Veranstaltung provozierte, alles zusammengeballt in einem Tagungszentrum, das wie ein Bienenkorb auch noch von den Teilnehmern bewohnt werden sollte – hier waren vier Tage konzentrierte Wissensvermittlung und Diskussion möglich, aber auch fordernd bis abweisend!

Droht das Verschwinden des Buches?

Thomas Stäcker aus der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel reflektierte in seinem Vortrag „Vom Leit- zum Leidmedium. Der Bibliothekar und das Buch zwischen auratischem Charakter und Verschwinden im digitalen Raum“ die Veränderung der Medien nicht nur in den Bibliotheken. Mit seinem Hinweis auf den Brief „De laude scriptorum“ (Vom Lob des Schreibens), in dem Abt Johannes Trithemius schon 1492 vor den „neuen Medien“ – hier den gedruckten! – warnte, erinnerte er daran, dass die genannte Gefahr vom Verschwinden des Einmaligen mit der Vervielfältigung keine ganz neue ist. Bücher sind auch früher schon durch menschengemachte Fehler „verschwunden“, durch Brände oder etwa Vernachlässigung ist Kulturgut bedroht gewesen und ist es noch. Dabei ist sicher, dass eine höhere Auflage auch eine größere Wahrscheinlichkeit des Überlebens bietet. Allerdings schwindet bei der höher werdenden Zahl der Exemplare gleichzeitig die Exklusivität. Wenn jetzt durch die elektronischen Versionen Schrift und materielle Träger auseinanderrücken, scheint die Ära der trägerbasierten Texte vorbei zu sein, elektronisch Verfügbares wird offenbar stärker wahrgenommen. Allerdings kann die elektronische Kopie auch den Drang verstärken, das Original sehen zu wollen. Stäcker betonte dabei die Rolle der Bibliothekare und Bibliotheken, denn menschliche Sorge sowie staatliche Fürsorge sind auch für die virtuellen Bibliotheken unerlässlich. Diese sind immer dann „normal“, wenn die elektronische Form dem Text angemessen „übersetzt“ vorliegt. Nicht zu vergessen: Die

langfristige Nutzbarkeit der materiellen Formen hat sich schon erwiesen, während zur Langzeitarchivierung von digitalen Medien noch keine Aussagen gemacht werden können.

Qualität statt Quantität – eine Überlebensstrategie

Michael Knoche von der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar begann mit der amüsanten Ankündigung, er würde jetzt „einen EDV-gestützten Vortrag halten“. Sprach's und lehnte sein Manuskript an den Bildschirm des aufgeklappten Laptops vor ihm... In der Folge stellte er Überlegungen zum Bestandsaufbau an und ging in der Geschichte weit zurück: Nach einer langen Phase von eher wahllosen Erwerbungen nach Wünschen z.B. von Professoren, setzte erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine Professionalisierung auf diesem Gebiet und damit der kontrollierte Aufbau des Bestandes ein. Bibliothekare und ihre Kompetenzen sorgten für ein Ende der Beliebigkeit. Qualität, Forschungsrelevanz und Ausgewogenheit waren die Erwerbungskriterien, Kaufsitzungen mit Abteilungsleitungen und Direktion das passende Instrument. Mit Gründung der neuen Universitäten verschob sich die „Macht“ über das Geld kurzzeitig wieder mehr hin zu den Professoren. – Das Gegenmodell zum kontrollierten Bestandsaufbau ist neuerdings die „patron driven acquisition“. Hier bieten Firmen den Bibliotheken elektronische Buchversionen zu Tausenden als nach Themen breit angelegtes Paket an, gezahlt werden muss „nur“, wenn jemand den Text auch lesen will. Wobei sowohl möglich ist, dass für den einzelnen Zugriff („pay per use“ – es geht offenbar überhaupt nur noch auf Englisch!) gezahlt wird, oder sich die Einrichtung entschließt, den Zugriff auf das E-Book vollständig zu erwerben. Damit ist jedes Erwerbungsprofil obsolet, der Bestand beliebig – „mainstream“ –, und einige Verlage werden den Markt beherrschen. Die Vielfalt verschwindet, kleinen Akteuren auf dem Buchmarkt droht die Vernachlässigung. Das gilt auch für die Bibliotheken. Fusionen zu größeren Einheiten sind dort am einfachsten durchzusetzen, wo kein Unterschied im Angebot zu finden ist. Knoche riet eindringlich dazu, Alleinstellungsmerkmale herauszuheben, d.h. die Qualität des Bestandes nicht zuletzt durch die Kompetenz der Bibliothekare zu fördern, und nicht der Versuchung der Masse zu erliegen (wobei er die „patron driven acquisition“ nicht gänzlich verteufelte, sie dürfe nur nicht die einzige Erwerbungsart sein). Bibliotheken seien mehr als das „Resultat planlosen Hortens“ (Peter Strohschneider auf dem Bibliothekartag in Erfurt 2009³), sie sind kultur- und literaturwissenschaftliche sowie historische Quel-

lensammlungen, auf die auch künftige Forscherinnen und Forscher angewiesen sein werden. Seine dringende Empfehlung: Unterscheidbarkeit ist das beste Argument für den Fortbestand der Bibliotheken!

Zum Selbstverständnis der Bibliothekare

Über den Wandel im Umgang der BibliothekarInnen untereinander sprach *Jürgen Babendreier* (der aus der Bremer Universitätsbibliothek viele, durchaus widersprüchliche Erfahrungen mitbringt!): „Vom Kommiss zur Kommune. Oder: Die Bibliothek und ihre Leute – von der Befehlsausgabe zur Mitbestimmung“. Zum Ende des 19. Jahrhunderts bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts – besonders natürlich in der Zeit des Nationalsozialismus – gab es strenge hierarchische Strukturen, die sich an einigen Orten erst mit der Gründung der neuen Universitäten mit einschichtigen Bibliothekssystemen veränderten. Bremen probierte ein besonderes Mitbestimmungsmodell aus, das dann aber stark eingeschränkt wurde, Marburg versuchte Ähnliches. J. Babendreier griff auf die Vorstellungen von Fritz Milkau und Georg Leyh („Nur einer kann König sein!“) zurück, die die Auffassung vertraten, dass der Bibliothekar (!) nicht gemacht würde, sondern dazu geboren sei, ein „homo sui generis“ zu sein, d.h. ein Mensch mit Gottesgaben und außerhalb aller Rechte. Zu diesem Zweck verfüge er über folgende Insignien: Er trägt die Amtsbezeichnung Bibliothekar, er verfügt (meistens jedenfalls) über einen Doktorhut und ist wissenschaftlich gebildet. Infolge steigender Benutzerzahlen wurde die Arbeitsteilung in den Bibliotheken nötig, die Tätigkeiten wurden „veralltäglich“, und mit dem Hochschulrahmengesetz 1976 gewann die Bürokratie die Oberhand – heute nennt man das Management!

Bibliothekare und Benutzer

Der nächste Referent kam aus der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen. *Wilfried Enderle* thematisierte den Wandel in der Arbeitswelt der Bibliotheken und die Haltung ihrer Beschäftigten zu den Benutzern: „Vom Schalter zum Servicepoint. Bibliothek und Benutzer: Störenfried, Bittsteller, König Kunde, mobiler Endabnehmer“. Die Bibliotheken und die Bibliothekare waren schon früh der Öffentlichkeit verpflichtet: Es sollten so wenig Paragraphen wie nötig zwischen Bibliothek und Benutzer stehen. In einer Rundumschau behandelte Enderle den Wandel von der Kaiserzeit über den Nationalsozialismus – der den Lesern in den Volksbibliotheken flächendeckend freien Zugang zu den Regalen brachte! – bis in die 1960er-Jahre, als sich auch die wissenschaftlichen Bibliotheken

im Zuge des Entstehens der Massenuniversitäten – und natürlich auch mit den Forderungen der Studenten – öffnen mussten. Die Benutzerforschung selbst begann erst in den 1970er-Jahren mit zwei Studien zum Rechercheverhalten der Bibliotheksbesucher. Damit wurde der Benutzer zum „Kunden“ der Bibliothek. Diesen „Kunden“ galt es, die von ihnen gewünschte „Ware“ zur Verfügung zu stellen, die Nachfrage regelte das Angebot. Die „Öffentlichkeit“ der Bibliothek richtete sich nach Ökonomie und Kostendeckung, der „Nutzer“ stand im Mittelpunkt. Mit elektronischen Angeboten, z. B. Google-Books-Suche, geht der Trend zur Privatisierung der „Öffentlichkeit“ einher, der „mobile Endabnehmer“ emanzipiert sich von den Bibliotheken und Bibliothekaren. Diese sind jedoch immer noch im Hintergrund tätig, denn auch die privaten Angebote müssen geprüft, ausgewählt und zusammengestellt werden.

Bibliotheksbau

Zum Schluss entwickelte *Uwe Jochum* (Universitätsbibliothek Konstanz) den Gedanken der Originalität, den schon Michael Knoche betont hatte, anhand von Universitätsbauten weiter: Er berichtete mit vielen Beispielen von den Prachtbauten, den Schausaalbibliotheken, in denen noch Bibliothek, Archiv und Museum eine Einheit bildeten, und setzte die reinen Lagerhäuser für Bücher dagegen. Funktionen wie Verwaltung, Benutzung, Kataloge, Ausleihe usw. wurden getrennt. Die Gebäude verloren ihren Ornamentschmuck. Man sieht diesen „Häusern“ nicht mehr an, was sich hinter den Türen verbirgt, die Bibliothek wird unsichtbar hinter dem Funktionieren. Eine Integration in den Campus, flexibel und situativ gebaut, bedarfsgerecht umbaubar, lässt sie gänzlich verschwinden. Sie ist nicht mehr identifizierbar, weist keine Eigenheiten auf. Einen Schritt weiter geht die Tendenz der ornamentfreien Bibliothek, nun auch die Bücher loszuwerden. Auf der Suche nach Lösungsmöglichkeiten kritisierte Jochum einerseits die „Architektenbibliotheken“, d. h. Entwürfe, die zwar individuelle Gestaltung aufweisen, aber doch nur die „Masche“ einiger Architekten reproduzieren (Beispiel Zaha Hadid mit ihrer Universitätsbibliothek von Sevilla und etwa dem Wolfsburger „Phaeno“), andererseits die Entwürfe, die historisch zurückfallen und die alten Funktionen wieder trennen (Beispiel: das

Grimm-Zentrum, bei dem nun wieder der „Lese-saal“ zu Ehren kommt). Jochum sah die Zukunft darin, dass öffentliche Gebäude auch wieder sichtbar mitteilen, welches ihre Aufgaben für die Wissenschaft und die Stadt sind. Austauschbare und gesichtslose Bibliotheks-Häuser (das ist beim Grimm-Zentrum ganz bestimmt der Fall! AGr.) werden in die Sackgasse führen.

In der Diskussion wurde noch einmal herausgestellt, dass die Unterscheidung den Wert und die Zukunft der Bibliotheken ausmachen wird. Sie müssen ein Gleichgewicht zwischen Architektur, Bestand und Benutzer finden und umsetzen. Dabei ist es jedoch unmöglich, sich an alle zu wenden, das könne schließlich das Netz übernehmen. Leider konnte ich der Diskussion nicht bis zum Ende folgen und auch die Vorstellung der Festschrift „100. Deutscher Bibliothekartag“ im Anschluss nicht mehr abwarten⁴ – ich musste mich sputen, um wenigstens noch den Rest der AKMB-Mitgliederversammlung mitzuerleben.

Angela Graf – (Gerd Bucerus Bibliothek im Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg)

1. Fazit aus Michael Knoches Vortrag am 8. Juni 2011.
2. Der Inhalt der Vorträge kann hier nur zusammenfassend und damit leider verkürzt vorgestellt werden. Es ist jedoch ein Tagungsband mit allen Vortragstexten geplant.
3. Strohschneider sagte im Eröffnungsvortrag laut Michael Knoche: „Ihre [der Bibliothek, M. K.] spezifische Leistung, ihr, wie man heute sagt, Alleinstellungsmerkmal ist nicht das faktisch unbegrenzte Informationsvolumen, sondern die Informations- und Wissensqualität. [...] Gemeint sind die vielen Selektionsstufen der Erwerbung und Katalogisierung, welche mit dem Maßstab des Erwerbungsprofils das Einschlägige vom Nicht-Einschlägigen, das Belangvolle vom Irrelevanten trennen. Erst vermittelt solcher zeitintensiver Pflegeschritte ist die Büchersammlung der Bibliothek mehr als ein Resultat planlosen Hortens.“ (Peter Strohschneider, *Unordnung und Eigensinn der Bibliothek. Eröffnungsvortrag*. In: *Ein neuer Blick auf Bibliotheken*. 98. Deutscher Bibliothekartag in Erfurt 2009. Hildesheim u. a. 2010, S. 17–25, hier S. 24, s. auch auf dem „Büchertisch“ 2011/1, <http://www.akmb.de/web/html/news/buechertisch.html>).
4. 100. Deutscher Bibliothekartag. Festschrift, hrsg. von Felicitas Hundhausen, Daniela Lülfi und Wilfried Sühl-Strohmeier, Hildesheim u. a., 2011, siehe dazu die Rezension auf Seite 61 ff. in diesem Heft.